

Bewährung zwischen Neonlicht und Nervensträngen

Präparierkurse für Medizinstudenten nach wie vor Pflicht – Fachleute diskutieren über Sinn dieser Ausbildung

Von SIMONE LISS und IRIS MAYER

Im Keller Totenstille. Der Geruch eine Mischung aus Alkohol und Desinfektionsmitteln. Die schier endlose Reihe von Waschbecken und verschmutzten Kitteln säumt den düsteren Gang mit den mannshoch gefliesten Wänden. Während das alte Uhrwerk an der Decke beharrlich tickt, ist ein Stockwerk höher die Zeit für 44 Menschen bereits abgelaufen. Ihre Körper, die sie zu Lebzeiten dem Anatomischen Institut vermacht haben, dienen jetzt Medizinstudenten im zweiten Semester als Übungsobjekt.

Im Präpariersaal herrscht reges Treiben: Über Seziertische hinweg werden Beobachtungen ausgetauscht und medizinische Atlanten gewälzt. Vor dem nächsten Testat macht den meisten Studenten die Fülle des Lehrstoffes mehr zu schaffen als der Umgang mit den Toten. Auch Daniel denkt an die Prüfung, während er sich über den ausgehöhlten Bauchraum beugt und letzte Schnitte vornimmt. Probleme hat er damit nicht mehr. „Schließlich erinnert das hier kaum noch an einen Menschen“, erklärt der 20-jährige seine Routine. Anfangs hätten ihn die leblosen Körper mit der lederartigen Haut, die sich durch das Einlegen in Alkohol gelb gefärbt hat, schon erschreckt. Mit fortschreitender Zergliederung denkt er nicht mehr über den Lebenslauf „seines“ Leichnams nach, sondern interessiert sich fast nur noch für dessen Muskeln, Nerven und Blutgefäße. Auch seine Kommilitonen Linda und Stephan sind im Gegensatz zum Kursbeginn am Semesteranfang gelassener geworden. Jetzt trauen sie sich auch allein in den Saal mit den



Nachdenklicher Blick in den Spiegel: Linda am Ende eines Präparierkurses im Anatomischen Institut.

Fotos (4): Prosch

Neonleuchten, Plastikbechern und weißen Kacheln. Den Respekt vor den Menschen, die bis zu einem Jahr „verwendet“ werden, haben sie trotzdem nicht verloren.

Um ihrer zu gedenken, fand zum zweiten Mal ein Gottesdienst statt. Auf Initiative von Prosektor Prof. Wolfgang Schmidt wurden die Namen

der Körperspender vor einem Teil der 460 Medizinstudenten verlesen. Für Pfarrer Ulrich Seidel das „Minimum an Pietät“. Schließlich scheiden diese Menschen aus dem Leben, ohne daß man ihren Entschluß zur Spende würdigt. Eine finanzielle Anerkennung gibt es nicht, lediglich die Kosten für Einäscherung und Beiset-

zung übernimmt die Uni. „Trotzdem entscheiden sich auch zunehmend junge Menschen für diesen Weg“, beobachtet Schmidt, der seit fast 33 Jahren als Anatom arbeitet.

Während in DDR-Zeiten 24 Studenten eine Leiche präparierten, sind es heute nur noch zehn. Schon im ersten Semester kommen sie mit Körperteil-

len von Toten in Berührung. Deshalb hält sich der Schock beim „ersten Mal“ im Präpariersaal in Grenzen. Einen „Rollentausch“ könnten sich allerdings die wenigsten vorstellen: „Ich kenne keinen Medizinstudenten, der seinen Körper spenden würde“, sagt Daniel. Auch für den Leipziger Allgemeinmediziner Dr. Thomas Lipp vom Hartmannbund Deutschland käme das nicht in Frage. „denn wer die Atmosphäre einmal kennengelernt hat, bekommt schon Bedenken“.

Die Bedeutung des Präparierkurses für Mediziner ist ohnehin umstritten. Denn inzwischen sind über Wissensnetzwerke gläserne Menschen weltweit abrufbar und der Körper längst bis in alle Einzelheiten nachmodelliert. Kein Argument für Schmidt, denn am Modell könne man die Struktur des Körpers nicht plastisch erfassen. Dagegen erklärt Prof. Florian Eitel, Vorsitzender der Gesellschaft für medizinische Ausbildung in München, zwei Drittel des Lehrstoffes für nicht praxisrelevant. Bei der Reform des Medizinstudiums, die derzeit kontrovers diskutiert wird, sollte die anatomische Ausbildung seiner Meinung nach zugunsten psychosozialer Fächer eingeschränkt werden. Die Übung am toten Körper hält er in der jetzigen Form für überholt. An der englischen Universität Southampton wurden die Präparierkurse bereits abgeschafft. Auch in Deutschland scheint die Entwicklung dahin zu gehen: In München und Hannover assistieren Studenten im Operationsaal oder lernen per Multimedia. Ob „Hic gaudet mors succurrere vitae“ – Hier steht der Tod im Dienst des Lebens“ auch künftig der Leitspruch der anatomischen Ausbildung ist, wird sich zeigen.

Studentenfutter

Neuer Stadtführer eröffnet anderen Blick auf die Stadt

Der Stadtführer zur Leipziger Medizin- und Wissenschaftsgeschichte kommt in den nächsten Tagen in den Buchhandel. Die Autoren begeben sich auf die Spuren bedeutender Mediziner und Naturwissenschaftler, die in der Messestadt gewirkt haben. Dabei wird der Leser durch die Leipziger Innenstadt und das Umland geführt. Der Stadtführer erscheint als zehnte Ausgabe der Leipziger Hefte und wird von Ortrun Riha, Direktorin des Karl-Sudhoff-Instituts für Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften der Universität Leipzig herausgegeben. Der Preis des Buches beträgt 14,80 Mark.

Übrigens ...

... ist die Uni Leipzig bei ihrer Suche nach neuen Einnahmequellen fündig geworden. Merchandising heißt das Zauberwort, mit dem nun auch die gute alte Alma mater ihre Haushaltslöcher stopfen will. Der Weg zum hehren Ziel der Geldvermehrung ist – man sollte es kaum glauben – ist sehr leicht verstaubt, antiquiertes Uni-Logo: Schnöde Schrift auf grauem Grund. Eine Leipziger Werbeagentur hat den kapitalen Fisch an Land gezogen und darf das Signet von Leipzigs größter Hochschule vermarkten. Teile des Gewinns sollen in die leeren Uni-Kassen fließen. Verhandlungen mit einem amerikanischen Sportartikelhersteller laufen, in diesen Tagen werden die ersten T-Shirts, Basecaps und Pullover mit dem Schriftzug „Universität Leipzig“ vorgestellt. Um der Nachfrage Herr zu werden, ist ein Fan-Shop auf dem Campus geplant. Hier könnten sich die Studenten mit Souvenirs ihrer Lieblings-Uni eindecken und würden so ganz nebenbei ihr Studium mitfinanzieren. Wenn sie das denn wollen.

Die Uni auf dem Kirchentag

Mittendrin statt nur dabei

Leipzig steht dieser Tage ganz im Zeichen des 27. Deutschen Evangelischen Kirchentages. Die Universität ist dabei mittendrin, nicht nur örtlich.



Kirchentag Leipzig

„Während der fünf Tage stellt die Alma mater den Kirchentags-Besuchern in der Jahnallee Sporthallen, Hörsäle und Seminarräume zur Verfügung. Am Augustusplatz werden die Gebäude für Foren und Workshops genutzt“, erklärt Uwe Löser, Dezernent für Haushalt, Beschaffung sowie Allgemeine- und Hausverwaltung. Deshalb entschied der Senat, die Uni-Türen für Lehrveranstaltungen zu schließen. Keinen Tag frei bekommen die Studios der anderen Leipziger Hochschulen. Für sie heißt es: Statt Diskutieren, Singen und Beten – Lernen, Lernen, nochmals Lernen.

Die Türen auf dem Campus bleiben für die Kommilitonen aber nicht ganz verschlossen, im Gegenteil: „Mit der Semesterunterbrechung wollen wir ihnen die Möglichkeit geben, Kirchentagsveranstaltungen zu besuchen“, unterstreicht Löser. Eine indirekte Einladung, die scheinbar nur wenige wahrnehmen. Wie Sportstudentin Katrin Andrich machen viele einen Bogen um das Menschengemümel: „Ich arbeite lieber, verdiene mir ein paar Mark zum spärlichen Bafög-Verdienst hinzu.“

„Sehr schade“ findet das der Organisationschef des Kirchentreffens, Heinz Steege. In einer Stadt, in der nur 15 Prozent bekennende Christen leben, wundert es ihn nicht, daß Vorbehalte dem Kirchentag gegenüber bestehen. „Viele meinen, hier wird ausschließlich über Glaube, Religion und Gott – Dinge, die sie nicht interessieren – gesprochen.“ Daß dies nicht so ist, beweisen auch einige Veranstaltungen der Universität.

So beispielsweise das Hochschulzentrum in der Mensa am Augustusplatz. Dort wird unter dem Motto „Quo vadis, Universität?“ über deren Zukunft diskutiert. „Wir möchten mit diesem Forum auf fällige Reformen aufmerksam machen“, erklärt Studentin Anja Wunsch. In der Thomaskirche spricht auf Einladung der Fachschaft Jura Ernst Ulrich von Weizsäcker zum Thema „Globalisierung“.

Daniel Klein

Eintritt für Studenten: Dauerkarte 85 Mark, Tageskarte 15 Mark, Nachmittags- und Abendkarte 10 Mark. Weitere Infos im Internet: <http://www.uni-leipzig.de/leipzig/kirchen/dekt.htm>.

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Diplom-Studiengangs Journalismik der Universität Leipzig. Die Seite wird von der Lehrredaktion unter der Leitung von Prof. Dr. Siegfried Schmidt betreut. An dieser Ausgabe arbeiteten Studenten unter Anleitung von Anne Sturm und Henry Rieck. Campus ist unter 0341/9 73 57 46 und Fax 0341/9 73 57 46 erreichbar.

Studentische Knochenjobs ohne Netz und Boden

950 bis 1100 Aushilfsstellen werden monatlich in Leipzig vom Arbeitsamt und vom Studentenwerk vermittelt

Nach der Vorlesung schlüpfen viele arbeitswillige Studentinnen in die Rolle einer Verkäuferin oder Kellnerin „auf Zeit“, 70 Prozent der Jobangebote kommen aber aus der Baubranche. Angefordert werden Männer oder solche, die es werden wollen, um Arbeitszeitspitzen abzudecken.

Diese Praxis hat sich auch Thomas Dornheim, Chef einer kleinen Leipziger Baufirma, zu eigen gemacht. Studenten sind die Lösung seiner Terminprobleme. Um neue Aufträge zu bekommen, muß er auf Termintreue achten. Ohne Hilfe von außen werden seine zwölf Maurer oft nicht rechtzeitig fertig. Wegen solcher kurzfristigen Engpässe wolle er aber „bei der unsteinigen Auftragslage“ keine neuen Arbeiter einstellen. Dem Geschäftsführer gefällt die Einstellung der Studenten: „Sie wissen, was sie wollen. Sie wollen jobben und Geld verdienen.“ Daß die Studenten aber am kürzeren Hebel sitzen, ist ihm bewußt, und er schließt an: „Weil sie darauf angewiesen sind.“ Er behandle sie aber nicht besser und nicht schlechter als seine anderen Arbeiter. Vorteilhaft sei aber, daß Studenten keinen großen Schreibkram verursachen. Abgerechnet wird gleich nach Feierabend. Sozialabgaben sind in Ostdeutschland bei 520-Mark-Jobs nicht fällig. Eine Lohnsteuerkarte ist nicht Pflicht. Den Lohn gibt es cash auf die

Hand. Beiden ist geholfen. Beide Seiten sind zufrieden.

So reibungslos geht es aber nicht immer ab. Der ehemalige Baugewerksstudent Veit Großmann hat während seines Studiums auch andere Erfahrungen sammeln müssen. Er erzählt, daß er einen Tag acht Stunden Putz abgeklopft habe, ohne Atemschutzmaske und Helm. Nägel habe er sich in

die Schuhe getreten. Die Nürnberger Firma hatte kaum Technik auf dem Bau, denn die kostet – wie Arbeitsschutz – Geld.

Veit war an ein Schwarzes Schaf der Branche geraten. Von der Jobvermittlung wurde er aber vorher gewarnt, daß die Firma etwas schmierig sei. „Die Vermittlung erfolgt ohne Gewähr“, sagt Brigitte Günther von der

Jobvermittlung des Arbeitsamtes. Sie könne die Firmen nicht überprüfen und nur das weitergeben, was an Informationen bei eventuellen Rückmeldungen von den Studenten kommt.

Nach dem Knochenjob mußte Veit sein ganzes kriminalistisches Geschick aufbieten, um an sein schwer verdientes Geld zu kommen. In zwei anderen Fällen hat auch die gute Spürnase nichts geholfen. Die geprellten Studenten haben sich an die Gewerkschaft Bau-Agrar-Umwelt gewandt. Sie kann vor Gericht aber auch nur etwas erreichen, wenn der Student ein Arbeitsverhältnis nachweisen kann.

Hätte sich Veit auf der Baustelle ein Bein gebrochen, hätte die Firma – egal, ob mit oder ohne schriftlichen Arbeitsvertrag – die Kosten für die ärztliche Versorgung übernehmen müssen, erklärt die Bauberufsgenossenschaft Bayern-Sachsen.

Gefährlich kann es auf der Baustelle nicht nur ohne Helm werden, sondern auch beim Lohndumping. Strafbar machen sich die Studenten, wenn sie Jobs auf dem Bau annehmen, die unter dem gesetzlichen Mindestlohn von 15,64 Mark brutto bezahlt werden.

So sind viele Studentenjobs eine Gratwanderung zwischen Geldverdienen-müssen, falsch verstandenem Liberalismus, beginnender Ausbeutung, Legalität und Illegalität. Henry Rieck



Schwierig: Job und Studium unter einen Hut bringen.

Zukünftige Meisterschüler der HGB vor Ausstellungsbeginn

Alltägliches zur Kunst gemacht

Ungewöhnlichen Kunstrichtungen haben sich Daniel Schörnig und Volker Leonhardt, zwei Studenten der Hochschule für Grafik und Buchkunst (HGB), verschrieben. Unter dem Titel „Vorgänge im Grundrauschen“ zeigen die angehenden Meisterschüler jetzt einen Teil ihrer Arbeiten.

Daniel Schörnigs Arbeitsplatz ist nicht vor der Staffe-

lei, sondern hinter dem Schreibtisch. Dem Kunstobjekt sind für ihn Gegenstände, die in einem Raum bereits vorhanden sind. „Ich mache das, was andere geschaffen haben, zu meiner Kunst“, erklärt der gebürtige Leipziger. Ins rechte Licht gerückt, werden sogar vergessene Flaschen in der Ecke einer Fabrikhalle zum Objekt. Als Interpretationshilfe für

Galeriebesucher dienen eigene Texte zu den Werken. Zusätzlich verwendet Schörnig Licht und Farbe. Für die jetzige Ausstellung hat der 32-jährige die Zwischendecke der Galerie als Kunstobjekt in Szene gesetzt. „So eine Decke in der Wirklichkeit schön zu finden, ist absurd, also kann es nur Kunst sein“, begründet er.

Ganz anders Volker Leonhardts neun Bilder zum Thema „schwerkraft zeichnen“, die – im wahrsten Sinne des Wortes – schwer zu erfassen sind. Die einzelnen Werke setzen sich aus vielen gleichgroßen farbigen Quadraten mit unterschiedlichen aufgesetzten Formen zusammen. „Ich will auf keinen Fall, daß meine Bilder als abstrakt bezeichnet werden“, betont der wortkarge 34-jährige. Für den Leipziger mit Atelier in Gohlis ist das Malen ein endloser Schaffensprozeß. Richtig fertig ist ein Bild nie.

Anja Malek



Die beiden Leipziger Künstler halten „Vorgänge im Grundrauschen“ fest: Volker Leonhardt (l.) und Daniel Schörnig.

„Vorgänge im Grundrauschen“: 23. Juni bis 02. Juli 1997 in der Galerie der HGB, Wächterstraße 11, Montag bis Freitag, 12 bis 18 Uhr, Sonnabend von 10 bis 14 Uhr.

Uni-Museen (3)

Mythen, Mumien, Mastabas

„Pyramiden und Mumien – das zieht immer“, versucht Renate Krause, Kustodin des Ägyptischen Museums der Universität Leipzig, das große Interesse der Museumsbesucher zu erklären, denn die kommen in Scharen. Nicht nur zu Sonderausstellungen.

In drei Ausstellungsräumen lassen die Mitarbeiter des Museums die Kultur Ägyptens wieder lebendig werden. Ungefähr 600 Originale wie Särge, Mumien, Plastiken, Schmuck, Reliefs und Papyri schicken den Besucher auf eine Zeitreise durch vier Jahrtausende voller Mythen und Legenden. Außerdem kann das Museum als erstes in Sachsen mit einer Lehrschauammlung aufwarten, die seit 1994 allen Interessenten offensteht.

Mit dem Ankauf von Originalen und Gipsabdrücken wurde im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts der Grundstein für die heute 9000 Exponate umfassende Sammlung gelegt, die trotz Kriegsverlust zu den bedeutendsten Europas gehört.

Nach Grabungen, die der Leipziger Georg Steindorff in Ägypten durchführte, wurde 1903 ein eigenes Museum eröffnet und 1976 in die Schillerstraße verlegt. Doch wie an den Ausstellungsstücken sind auch am Gebäude die

Besucherausfälle nicht spurlos vorbeigegangen. Eine Sanierung und Neugestaltung der Räume steht daher in den nächsten Jahren ins Haus.

Zwei Sonderausstellungen sind noch bis Ende Juni zu sehen: „Ägypten und Griechenland“ (bis 22. Juni), eine Dokumentation über das Zusammenleben der beiden Völker, und „Leben nach dem Tod“, die originalgetreue Nachbildung der Mastaba (Grabkammer) des Handwerkers Sen-nejdem, für die eigens ein Hörsaal des Ägyptologischen Instituts zur Verfügung gestellt wurde (bis 29. Juni). Für das nächste Jahr ist bereits eine Ausstellung über Pyramiden und deren Bau geplant.

Anja Laupchler



Ägyptischer Totenkult: Kalksteinsarg des Salkbenkoch und Schatzmeisters Pet-Osiris.

Ägyptisches Museum: Schillerstraße 6, Dienstag bis Sonnabend, 13 bis 17 Uhr, Sonntag 10 bis 13 Uhr, Montag geschlossen.